

»Siehe, ich mache alles neu!« (Offb 21,5)

Biblische Impulse in aktuellen Transformationsprozessen

Sabine Bieberstein

Das Wort Transformation ist seit einiger Zeit in aller Munde. Vermutlich löst es bei vielen schon allergische Reaktionen aus. Wahrscheinlich zu Recht.

Denn der Begriff beschreibt zwar einerseits die notwendigen Veränderungen in unserem Lebensstil und in unserem Wirtschaften angesichts der drohenden Klimakatastrophe → als sozial-ökologische Transformation hin zu einem sozial und ökologisch verträglichen Lebens- und Wirtschaftsstil, und zwar global. Der Begriff beschreibt auch treffend, was in der Kirche angesichts ihres tiefgreifenden Glaubwürdigkeits- und Relevanzverlustes und der enormen Herausforderungen, vor denen sie steht, notwendig ist: Veränderung, Wandlung, eben: Transformation → hin zu einer zeitgemäßen, glaubwürdigen, lebensrelevanten, partizipativen, synodalen Gestalt.

Andererseits steht der Begriff auch für viel Disruptives und Bedrohliches, was zur Zeit geschieht: Stellenabbau, Sozialabbau, Kürzungen, Entlassungen, Abbruch von Bewährtem, Zerstörung tragfähiger Strukturen und Beziehungen. Wir könnten die Liste fortsetzen. Viele erleben sich als Opfer von Prozessen, die als Transformation bezeichnet werden.

Sicher ist: Unsere Gegenwart wird in vielerlei Hinsicht als Krise wahrgenommen: Global – die bislang bekannte Weltordnung ist dabei, sich aufzulösen, und es ist überhaupt nicht ausgemacht, was daraus entsteht – ebenso wie regional, ökonomisch ebenso wie ökologisch, analog wie digital, sozial ebenso wie politisch oder natürlich, davon sind wir gerade hier in diesem Kontext sehr betroffen, innerkirchlich. Wir stehen vor enormen Herausforderungen. Und auch Zumutungen.

Angesichts der enormen Herausforderungen und der tiefgreifenden Veränderungen, vor denen wir stehen, steht es uns als Menschen, die sich in einem christlichen Horizont verstehen und bewegen – zumal im Bibelwerk –, gut an, uns auf unsere Quellen zu besinnen.

▲ Der am Massachusetts Institute of Technology lehrende C. Otto Scharmer hat ein Schema für tiefgreifende Veränderungsprozesse (in Institutionen oder auch Gesellschaften) entwickelt. Es soll den möglichen Gang eines Transformationsprozesses darstellen und sieht wie ein U aus.

Scharmer beschreibt fünf Ebenen der Veränderung: von der *Wahrnehmung* der Veränderung und der *Haltung* dazu bis zur gemeinsamen *Umsetzung*. Das *Besondere* – und nicht unumstrittene *Neue* – an seinem Modell ist der Fokus auf dem Lernen und Handeln *aus den eigenen Quellen heraus* in die im Entstehen begriffene Zukunft.

Er sagt: Komplexe Herausforderungen verlangen insbesondere von Führungskräften und handelnden Akteur:innen, sich bewusst zu werden, *aus welcher inneren Quelle heraus* gehandelt werden soll.

Das hat mich als Biblikerin also dazu gebracht, nach *biblischen* Impulsen in unseren heutigen Herausforderungen und Transformationsprozessen zu suchen:

- einerseits, um zu schauen, wie in den biblischen Texten mit Krisen und Zumutungen umgegangen wird
- gleichzeitig auch, um zu schauen, wie die Texte mit den *eigenen* Quellen und Traditionen umgehen, um in diesen Krisen und Katastrophen zu bestehen.

Dass wir hier fündig werden, ist einigermaßen wahrscheinlich (sonst wäre ich jetzt auch nicht hier). Denn: Biblische Literatur ist Katastrophenliteratur. Zumindest zu einem guten Teil. Entstanden in Zeiten von Krisen und Katastrophen, von Zumutung und Dunkelheit – extrem bedrohlich, existentiell herausfordernd – Ihnen als versierte Bibelleserinnen und -lesern muss ich hier nicht viel erklären:

▲ Zu nennen wäre etwa die Zeit der Bedrohung Israels und Judas durch das neuassyrische Reich im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. – die schließlich zum Untergang des Nordreichs Israel im Jahr 720 führte und 701 um ein Haar auch zum Untergang des Südreichs Juda geführt hätte;

▲ nicht weniger bedrohlich, nur wenig später, die Zeit des neubabylonischen Reiches, dessen Truppen unter Nebukadnezar II in drei Etappen 597, 587 und 582 v. Chr. dem Südreich Juda ein Ende bereiteten, seine Hauptstadt Jerusalem eroberten, ihren Tempel zerstörten und Judas Oberschicht nach Babylon deportierten – ins sogenannte babylonische Exil;

▲ oder die Zeiten wechselnder Fremdherrschaften durch die Perser, Ptolemäer und Seleukiden – mit äußerem Druck auf Juda, fehlender Selbstbestimmung einerseits und inneren Kämpfen andererseits bis hin zu hitzigen Debatten darüber, wer oder was eigentlich jüdisch sei, besonders virulent angesichts der aufkommenden Weltkultur des Hellenismus.

▲ oder die Zeit der römischen Herrschaft und die brennende Frage, wie nach der blutigen Niederschlagung des jüdischen Aufstands gegen Rom und der Eroberung und Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch römische Truppen unter Titus im Jahr 70 – wie angesichts einer solchen Katastrophe noch von einem Messias Jesus erzählt werden kann, der dazu noch genau von *dieser* römischen Macht als Aufständischer hingerichtet worden war.

Selbstverständlich hat es zwischen solchen Krisen auch Zeiten der Blüte gegeben, ich will das nicht kleinreden und nicht verschweigen – und diese Blütezeiten sind zu würdigen ▲ aber die biblische Literatur ist – so meine These – auf weite Strecken nicht in Zeiten der Blüte, sondern angesichts erlittener oder befürchteter Krisen *in Auseinandersetzung mit diesen Krisen und Katastrophen* entstanden.

Biblische Literatur ist über weite Strecken »Literatur im Angesicht der Katastrophe«.

Ich möchte im Folgenden skizzenhaft zeigen, wie sich diese Auseinandersetzung mit den Krisen in den Texten spiegelt – und beispielhaft fünf Strategien des Umgangs mit den Krisen herausgreifen.

Bevor ich aber zu diesen fünf Strategien komme und vielleicht zu schnell, vorschnell, von der Katastrophe zu ihrer Bewältigung switche, will ich zunächst innehalten.

▲ Schwarze Folie

Krieg, Gewalt, Zerstörung, der drohende Abbruch der eigenen Geschichte – all das findet in den Texten ein Echo in Form von Verzweiflung – von Schmerz – von Trauer – von Klagen (individuelle und kollektive Klagepsalmen, ja, ein ganzes Buch von Klageliedern angesichts der Zerstörung Jerusalems durch die babylonischen Truppen)

– auch in Form von *Anklagen*: gegenüber dem *eigenen* – kollektiven – Versagen, gegenüber dem Versagen der Führungsschicht, aber auch: gegenüber *Gott*,

vielleicht angedeutet in einer abgründigen Klage nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch die babylonischen Truppen 587: Wenn Gott selbst gefragt wird – und in dieser

Frage anklingt, dass Gott in seinem an sich berechtigten Zorn in seiner Strafe das berechnete Maß überschritt:

Klgl 2,20 »GOTT, sieh doch und schau: Wem hast du solches getan?

Dürfen Frauen ihre Leibesfrucht essen, ihre sorgsam gehegten Kinder?

Darf man erschlagen im Heiligtum des Herrn Priester und Propheten?«

Der Text geht an eine Grenze. Überschreitet er sie, indem er es wagt zu sagen, GOTT *habe* in seiner Strafe das Maß verloren und sich schuldig gemacht? Oder geht er nur an die Grenze, um GOTT in seinem Gebet mit seinen (rhetorischen) Fragen dazu zu zwingen, nun *einzuhalten*? Ich lasse die Frage offen.

Deutlicher ist die Anklage Gottes in dem, was Hiob angesichts des Zerbrechens seines Lebens und aller Verlässlichkeiten auf den Punkt bringt:

»Die Erde ist in die Hand eines Frevlers gegeben.

Das Gesicht ihrer Richter deckt er zu.

Ist er es nicht, wer ist es dann?« (Ijob 9,24)

»Die Erde ist in die Hand eines Frevlers gegeben.« Wenn es so ist, dann gibt es keinen Orientierungsrahmen mehr, der Tun-Ergehen-Zusammenhang geht nicht auf, die Welt ist nicht lesbar – dann kann man nicht sinnvoll handeln und nicht sinnvoll leben.

Trauern – klagen – anklagen. Sicher auch das Gefühl ohnmächtigen Ausgeliefertseins. Wir finden auch dies in den Texten. Das *gab* es, *muss* es geben, *darf* es geben. Das ist erschütternd. Das gilt es wahrzunehmen, auszuhalten und zu würdigen. Es wäre fruchtbar, diese Spur weiterzuverfolgen und zu sehen, was darin geschieht – und was daraus erwächst, erwachsen kann.

Ich will heute eine andere Spur verfolgen und – wie schon gesagt – beispielhaft fünf Strategien des Umgangs mit den Krisen herausgreifen (und sehe das Trauern und Klagen nicht als eine solche »Strategie«) – und fragen, welches Potential (auch: Hoffnungspotential) dadurch freigesetzt wurde:

▲ Die eigene Geschichte als Gegengeschichte erzählen

Ein erstes Beispiel, gefunden in der Zeit der übermächtigen militärischen Bedrohung und Propaganda der neuassyrischen Expansion:

▲ Nach dem Untergang des Nordreichs Israel wurde im Südreich Juda die **Mosegeschichte** als Gegengeschichte zu jenen Propagandalegenden erzählt, die der assyrische Großkönig Sargon II zur eigenen Legitimation (er war ja ein Usurpator, ihm fehlte die dynastische Legitimation) in die Welt setzen ließ:

- Wie Sargon wurde Mose in einem Binsenkörbchen im Wasser ausgesetzt, gerettet und von fremder Hand aufgezogen, doch nicht von der Göttin *Ishtar*, sondern vom Gott *Israels* erwählt und berufen –
- und *nicht*, um wie Sargon den Vorderen Orient mit Eroberungskriegen und Zerstörung zu überziehen, sondern um das versklavte Volk Israel in die Freiheit zu führen.

→ Vordergründig wird also die alte und für die Identität Judas grundlegende Geschichte vom Exodus aus Ägypten erzählt – doch nun transparent transformiert auf die Bedrohungen der eigenen Zeit → um die Widerstandskraft nach innen zu stärken und Hoffnung zu begründen – aus dem Erzählen von Geschichte(n).

▲ Ähnlich das Buch **Deuteronomium**. Konfrontiert mit den Unterwerfungsverträgen, die die Assyrer den Besiegten aufzwingen und sie zur Loyalität verpflichteten, ist das Buch wie ein alternativer Vasallenvertrag konzipiert.

▲ *Formular Vasallenvertrag*: (1) Dieser alternative Vertrag wird natürlich *nicht* mit dem assyrischen Großkönig geschlossen, sondern mit dem Gott *Israels*,
(2) und es werden *nicht* die Großtaten des assyrischen Königs erzählt, sondern die Befreiungstat des Gottes Israels, nämlich das versklavte Volk in die Freiheit geführt zu haben.
(3) Darum gelobt man auch nicht, dem *assyrischen* Großkönig treu zu sein, und nur ihm zu gehorchen, sondern YHWH *allein*:

»Höre Israel! Der EWIGE, unser Gott, der EWIGE, ist einzig.

Darum sollst du den EWIGEN, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.

Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen ...« (Dtn 6,4–6)

(4) Und die folgenden Ausführungsbestimmungen beinhalten auch nicht Kriegsdienst und Tribute, sondern Regelungen für ein solidarisches soziales Zusammenleben im eigenen Land – nach dem Willen Gottes.

(5) Segen bei Befolgung und Fluch bei Nichtbefolgung – auch dies in Auseinandersetzung mit den assyrischen Verträgen konzipiert

→ das Buch Dtn ist demnach ein Gegenmodell zur übermächtigen Gewalt der Sieger, konzipiert *vielleicht* als Kritik an den eigenen Führenden (König Manasse?), ganz sicher aber zur Stärkung der Widerstandskraft nach innen.

▲ Werfen wir noch einen Blick ins Neue Testament. Auch hier ist Vergleichbares zu beobachten. Das bekannteste Beispiel ist sicher das **Markusevangelium**. Es erzählt seine Jesusgeschichte in Auseinandersetzung mit der Katastrophe der Jahre 66–70, als römische Truppen zunächst unter Vespasian und dann unter dessen Sohn Titus den jüdischen Aufstand blutig niederschlugen, Jerusalem eroberten, die Stadt samt Tempel zerstörten und die Bevölkerung, soweit ihr nicht die Flucht gelungen war, ermordeten oder in die Sklaverei verkaufte.

→ Was ist nach einer solchen Katastrophe ein *Evangelium*, eine gute Nachricht?

Sicher nicht, was in römischer Propaganda als *eu-angelia*, als »gute Nachrichten«, bezeichnet wurde. → »Anfang des Evangeliums von Jesus, dem Messias, dem Sohn Gottes« (Mk 1,1)

▲ (2 Folien: Münzen – *Divi Filius*) Und wer ist der Sohn Gottes? Sicher nicht der, dem in der römischen Propaganda dieser Titel des *Divi Filius* zugeschrieben wird! Das Konzept ist höchst spannungsvoll und spannend: Denn ausgerechnet der, der von der römischen Besatzungsmacht grausam am Kreuz hingerichtet wurde, erweist sich in der Perspektive des Markusevangeliums als der wahre Gottessohn.

→ Das Markusevangelium zeigt in seinem gesamten Verlauf eine intensive Auseinandersetzung mit dem Aufstieg Vespasians zum Kaiser, in den Wundererzählungen ebenso wie beim Weg Jesu von Galiläa nach Jerusalem, in den Passionserzählungen ebenso wie bei der Auffindung des leeren Grabes.

Bei allen drei Beispielen geht es nicht um Verdrängung, »alternative Fakten« oder ähnliches. Vielmehr geht es darum, angesichts übermächtiger Gewalt daran festzuhalten, dass es andere Logiken als die Logik von militärischer Macht, Krieg und Zerstörung gibt. Als ein Gegenentwurf zu alldem wird die eigene (alte) Geschichte neu erzählt – und so, dass Werte eines guten Lebens für alle ins Zentrum gestellt werden.

▲ Das eigene Selbstverständnis verändern

Schauen wir zu diesem Thema auf den Propheten **Ezechiel** ▲. Er wurde in der ersten Deportationswelle 597 von den babylonischen Truppen nach Babylon verschleppt. Bis dahin war Schriftprophetie weitgehend *Unheilsprophezie*. Amos, Hosea, Micha, der erste Jesaja, Jeremia: Wir kennen alle ihre scharfe Kritik an der eigenen Zeit und die dunklen Szenarien, die sie als Folge des Fehlverhaltens an den Horizont malen. → Auch der erste Teil des Buches Ezechiel zeigt den Propheten als einen solchen Unheilspredigten.

Wie soll es aber eine Zukunftsperspektive geben, wenn alles am Boden liegt – wie es dann nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels 587 der Fall war? So wandelte sich Ezechiel in Babylon nach der Zerstörung Jerusalems *in Reaktion auf die erlittene Katastrophe* vom Unheils- zum Heilspredigten, um den Mit-Deportierten neue Perspektiven aufzeigen zu können. Ab Ez 33 finden wir fast ausschließlich Bilder des Heils für das Gottesvolk:

→ zum Beispiel die mitreißende Vision von den *Totengebeinen*, die auf der Ebene verstreut sind, aber die von Gottes belebender Geistkraft erfüllt werden und sich wieder zusammensetzen und mit Fleisch und Sehnen umgeben und mit Haut überzogen werden – ein Bild für das wie tot am Boden liegende Israel, so erklärt es der Text, ein Bild des Heils für das geschundene Volk (Ez 37).

→ Oder natürlich wie ein Schlussfeuerwerk des Buches die große zweite Tempelvision, ▲ in der die Herrlichkeit Gottes, die in der ersten Vision aus dem Tempel ausgezogen war und die Stadt Jerusalem damit dem Untergang preisgegeben hatte (das war in der ersten Phase des prophetischen Wirkens des Ezechiel),

▲ nun wieder in die Stadt und den (neu zu bauenden) Tempel zurückkehrt und eine Zukunft ermöglicht – eine lebensvolle Zukunft. Wie er diese ausmalt, darauf werde ich gleich noch zu sprechen kommen.

→ Ein Prophet also, der sich angesichts der Fragen der Zeit völlig neu verstehen lernen muss und zu einer neuen Botschaft kommt. Sie erwächst aus der alten (es ist ja der gleiche Gott, von dem er auch jetzt spricht), muss sich aber neu finden angesichts einer veränderten Zeit mit veränderten Anforderungen.

▲ Gott neu und anders denken

Angesichts der erlittenen Katastrophe stellt sich drängend und brennend die Frage, wie das erfahrene Unheil mit dem Glauben an den eigenen Gott in Einklang gebracht werden kann.

▲ Jener anonymen Prophet, den wir heute als **Deuterojesaja** bezeichnen und dessen Worte in den Kapiteln 40–55 des Jesajabuches überliefert sind, unternahm dazu einen kühnen Versuch: Er proklamierte in Babylon in Auseinandersetzung mit monotheistischen Tendenzen zur Verehrung des babylonischen Gottes Marduk den jüdischen Gott JHWH als einzigen Gott. Damit steht er am Anfang des heute selbstverständlichen biblischen Monotheismus (Jes 44,24–45,7) – und konnte damit plausibel machen, dass alles, was geschehen ist, – auch und gerade das Furchtbare – von diesem *einen* Gott gemacht wurde.

▲ Jes 45,5–7 → Text erklären

Dies angesichts der erlebten Katastrophe zu behaupten, war durchaus produktiv ...

... konnte aber auch in Sackgassen führen und theologisch sehr problematisch werden.

Das stellten nur wenig später die Verfasser der sogenannten ▲ **Priesterschrift** fest. Denn: Was ist das für ein Gott, der auch das Dunkel, das Unheil, erschafft?

→ Als Antwort darauf erzählten die Verfasser den Anfang der Schöpfungsgeschichte so,

▲ (*Text Gen 1,1–5*) dass deutlich wird, dass Gott die Welt nicht aus dem *Nichts* erschaffen

hat, sondern dass zuvor Chaos und Finsternis waren (es gelingt ihm sprachlich mit Hilfe einer Pendenskonstruktion, Hintergrundschilderung).

Nach dieser Vorstellung schuf Gott *aus diesem Chaos* die Welt – und alles, was er machte, war *gut*, sogar *sehr gut* (hier: *Licht* wird als gut bezeichnet). Aber: Er hat eben nicht *alles* gemacht. Und manchmal schwappt das Chaos in die Welt, ins Leben, und das hat schlimme Folgen. Aber man muss nun nicht mehr (wie dies bei der Steilvorlage von Deuterocesaja der Fall war) *jedes* Übel auch gleich Gott in die Schuhe schieben.

Was zeigt das? Deuterocesaja war theologisch ungeheuer innovativ (wir verdanken ihm noch weitere spannende Neuakzentuierungen) – um nach der erlittenen Katastrophe diese mit dem althergebrachten Glauben zusammenzubringen. Dazu dachte er die bisherigen Glaubensvorstellungen und -überzeugungen weiter und postulierte Gott als einzigen Gott. Wenn es aber nur *einen* Gott gibt, dann ist er auch der Schöpfer von allem, was es gibt, und dann muss auf ihn auch die Katastrophe zurückgeführt werden (sie ist also nicht eingetreten, weil die anderen Götter stärker waren).

Wenn aber die Katastrophe, → dann auch das Heil, und das ist die mitreißende Botschaft des Buches: »Tröstet, tröstet mein Volk ...!« (Jes 40,1ff) Es überschlägt sich in Bildern einer neuen Schöpfung, eines neuen Exodus, weil Gott jetzt dabei ist, sein Volk zu retten – und niemand anderes als der Perserkönig Kyros ist dazu das Werkzeug in seiner Hand (Kyros weiß das zwar nicht und propagiert sich als das Werkzeug des babylonischen Gottes Marduk oder auch des Mondgottes Sin).

In der *Sache* des Monotheismus ist sich die Priesterschrift einig mit Deuterocesaja. Aber sie lassen Gott sozusagen ein Hintertürl, damit nicht alles Übel, das es gibt, auf Gott zurückgeführt werden muss.

Das zeugt von intensivem theologischem Ringen – und vom Mut, Gott weiterzudenken, neu zu denken, ihn mit den Erfahrungen der eigenen Zeit zusammenzudenken ...

▲ Zukünfte entwerfen

Wie kann nun Zukunft erwachsen inmitten der Zumutungen? Es braucht *Bilder* von dieser Zukunft.

▲ Dazu gehört, was wir bei **Ezechiel** schon angesprochen haben: Noch inmitten der Krise hat er jene eindruckliche Vision einer Menge ausgetrockneter Gebeine, die auf einer Ebene verstreut liegen – und wie sie sich dann zusammensetzen und mit Sehnen, Fleisch und Haut umgeben werden, und wie der Geist in sie gegeben wird und sie wieder lebendig werden. → So soll es mit dem exilierten Juda sein, so deutet der Text diese Vision. → Was für eine Kraft gehört dazu, inmitten der Krise Zukunft zu imaginieren!

Noch konkreter, was die Gestaltung der Zukunft betrifft, ist Ezechiels zweite Tempelvision am Ende des Buches, die wir gerade auch schon angesprochen haben. Auch sie entworfen noch in einer Zeit, als es noch längst nicht ausgemacht war, was aus den deportierten Judäerinnen und Judäern werden würde. Da malt er Bilder von einem neuen Israel, einer neuen Stadt Jerusalem und einem neuen Tempel an den Horizont – wohlgemerkt, entworfen in jener Zeit, als der Tempel noch in Trümmern lag.

▲ Und er sieht, wie aus dem Tempel Wasser hervorströmt und sich ins Kidrontal ergießt und sich von Kilometer zu Kilometer zu einem immer mächtigeren Strom entwickelt,

▲ und wie es sich schließlich ins Tote Meer ergießt und dieses lebendig macht, so dass es von Fischen wimmelt und die Netze der Fischer überquellern.

An den Ufern dieses Stromes wachsen viele Bäume, die das ganze Jahr Früchte tragen, die die Menschen nähren, und die Blätter der Bäume machen die Menschen gesund. → Bilder

überfließenden Lebens, voller Hoffnungskraft, gemalt in einer Zeit, in der von diesem überbordenden Leben noch nichts zu spüren war.

▲ Solche hoffnungsvollen Zukunftsbilder werden auch im Neuen Testament entworfen, nicht zuletzt im **Buch der Offenbarung**, dem letzten Buch des christlichen Kanons. Nach all den geschilderten Kämpfen und als Gegenbild dazu steht auch dort am Ende die Vision einer neuen Stadt Jerusalem, ganz klar inspiriert von den Bildern Ezechiels.

Die Stadt ist gebaut aus den kostbarsten Materialien – die nun allen Bewohner:innen zur Verfügung stehen.

Und sie hat eine Größe, die nahezu den ganzen Mittelmeerraum umfasst – 12'000 Stadien, 2200–2400 km Seitenlänge – vielleicht eine Überbietung des antiken Babylon, das nach Herodot (Historien I 178) als Quadrat mit 120 (!) Stadien Seitenlänge angelegt war. Eine Größe jedenfalls, in der nicht nur das *gegenwärtige* Babylon, nämlich Rom, sondern nahezu das gesamte Imperium Romanum Platz gehabt haben könnte. Und Sie ahnen, welche Wucht ein solches Bild hat, gerade in der Offenbarung des Johannes, die in schmerzvoller Auseinandersetzung mit dieser Übermacht Rom geschrieben wurde.

Einen Tempel soll es – anders als bei Ezechiel – in der neuen Stadt nicht geben. Vielmehr hat die Stadt selbst die architektonische Gestalt des Allerheiligsten des früheren Tempels – nur in den genannten unvorstellbaren Ausmaßen, ein Kubus, der 12'000 Stadien Seitenlänge nicht nur in der Fläche, sondern auch in der Höhe aufbietet –, die Stadt ist also als *Ganze* der Ort der Gegenwart Gottes.

Und auch in dieser Stadt gibt es einen Strom mit Wasser des Lebens, ausgehend vom Thron Gottes und des Lammes, und an seinem Ufer steht ein Baum des Lebens (hier ist es nur *ein* Baum), der wie bei Ezechiel zwölfmal Früchte trägt und dessen Blätter zur Heilung der Völker dienen. Und in Umkehrung der Schöpfungserzählungen, die den Baum des Lebens – und damit das Leben selbst – dem Zugriff des Menschen entziehen, ist der Baum des Lebens nun zugänglich für *alle*, und er spendet Leben, Leben in Fülle, gutes Leben für alle.

Noch aber ist diese Vision nicht Wirklichkeit. Noch lebt der Verfasser und leben die angesprochenen Gemeinden in einer schwierigen Gegenwart. Mit all den Katastrophenbildern, die der Verfasser ebenfalls an den Horizont wirft, gelingt es ihm, die Bedrängnisse der Gegenwart als Teil der endzeitlichen Kämpfe zu interpretieren, wie Wehen, die zwar schmerzhaft sind, aber der Durchgang zu etwas Neuem. Und dieses Neue malt er am Schluss in den skizzierten leuchtenden Farben aus.

Zukünfte entwerfen, wenn die Gegenwart noch gar nicht nach Zukunft aussieht, schon gar nicht nach einer guten, lebenswerten – das ist riskant. Damit macht man sich angreifbar, vielleicht lächerlich. »Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen«, der Satz von Helmut Schmidt ist sicher vielen von uns noch in den Ohren. Dennoch: Ohne Bilder von Zukünften, ohne Menschen, die sich trauen, verrückte Andersbilder zu malen, bleiben wir stecken in den Krisen der Gegenwart:

▲ Zitat Jim Dator, *Ikone der Future Studies*: »Jede nützliche Idee über Zukünfte sollte lächerlich erscheinen.«

▲ Denkt neu!

All diese Zukunftsbilder sind – das finde bemerkenswert – nicht in Blütezeiten entstanden, sondern in Zeiten von Krisen, als Gegenentwürfe zu diesen.

Was helfen solche Zukunftsbilder für die Gegenwart? Dazu möchte ich am Schluss nun doch noch auf Jesus und seine Reich-Gottes-Botschaft zu sprechen kommen. Jesus ist überzeugt, dass der entscheidende Kampf zwischen Gott und den widergöttlichen Mächten bereits

stattgefunden *hat* – und dass er zugunsten Gottes entschieden *ist*. Nun ist die Gottesherrschaft dabei, sich überall auszubreiten und sich durchzusetzen – und Jesus macht das in seiner Botschaft und seiner Praxis plausibel, erfahrbar, spürbar – indem er Menschen heilt und Dämonen in die Flucht schlägt, indem er Menschen um sich sammelt und Feste feiert, indem er Sünden vergibt und Perspektiven ermöglicht. Damit nimmt er die erwartete Zukunft bereits in die Gegenwart hinein und zeigt, dass und wie sich hier und jetzt schon etwas verändern kann – und tatsächlich verändert.

▲ Wenn nun diese neue Zeit angebrochen ist, dann muss und kann nichts bleiben, wie es ist. Neu denken, die Welt in einem neuen Licht sehen, vertrauen, neu und anders handeln – nichts anderes meinen die Worte Jesu zu Beginn des Markusevangeliums: »Kehrt um und glaubt an das Evangelium!« (Mk 1,15)

Die neue Welt Gottes gibt neue Maßstäbe für das Denken ebenso wie für das Handeln vor. Was bislang im *Zentrum* stand, muss dort nicht bleiben, was oder wer am *Rand* stand, wird plötzlich wichtig. Scheinbar unumstößliche Sachzwänge verlieren ihre Gültigkeit.

Und die Evangelien behaupten: Es ist möglich! Jesu Taten, seine Gleichnisse, seine Ethik zeigen, wie es geht.

Transformationspotential liegt also *in der Botschaft selbst*. Es ist keine statische Botschaft eines »es war schon immer so und darum muss es immer so bleiben«, sondern eine dynamische Botschaft, die Verhältnisse zum Guten verändern will.

▲ Die ersten Gemeinden nehmen diese Dynamik auf: Wer auf den Messias Jesus vertraut, wird die gesellschaftlich geltenden Mechanismen von Machtmissbrauch und Gewalt, von Unterdrückung, Missachtung und Ausschluss bestimmter Menschen nicht weiterschreiben, sondern das Zusammenleben von anderen Maßstäben prägen lassen:

»Es gibt nicht mehr jüdische und griechische Menschen, nicht Versklavte und Freigeborene, nicht männlich und weiblich; denn ihr seid alle ›einer‹ in Christus Jesus.« (Gal 3,28)

Die Gemeinden probieren miteinander etwas Neues aus: Ein Miteinander, in dem alle die gleiche Würde als »Söhne« Gottes haben, wobei der Sohnesstatus auch und gerade für diejenigen gilt, die nach herkömmlichen Maßstäben keine »Söhne« sind, nämlich die Nichtmänner: versklavte Menschen, Frauen, Fremde usw.

Wertschätzung aller

Die Gemeinschaft der Getauften, die ihr Miteinander in dieser Weise realisieren, nennt Paulus ▲ *ekklesia* Gottes – Bürgerversammlung Gottes.

Die *ekklesia* ist bekanntlich in der Tradition der griechischen Städte das Organ, das über die Belange der Stadt berät und entscheidet.

Im Unterschied zu den Ekklesien der griechischen Städte haben zu den Ekklesien Gottes jedoch nicht nur freigeborene Männer mit einheimischem Bürgerrecht Zugang, sondern alle, ▲ und das heißt: Nichtfreie, Nichteinheimische, Nichtbürger, Nichtmänner.

Die Grußliste des Römerbriefs (Röm 16,1–16) zeigt anschaulich, dass Frauen und Männer, Versklavte und Freigeborene, Einheimische und Fremde nicht nur zur Gemeinde gehören und von Paulus respektvoll begrüßt werden, sondern dass diese Menschen Verantwortung bis hin zu Leitungsaufgaben übernehmen. Einige der interessantesten Funktionszuschreibungen – Diakonin, Vorsteherin, Apostelin, Mitarbeiterin – tragen in dieser Liste Frauen.

Dass sie dazu nicht nur in der *Lage*, sondern auch *berechtigt* sind, steht für Paulus und die Gemeinden außer Frage. ▲ Denn *alle* Getauften, so sind sie überzeugt, haben die Geistkraft

empfangen und mit ihr Fähigkeiten und Kompetenzen, die Paulus Charismen nennt. Diese können und sollen in die Gemeinde eingebracht werden, damit sie allen zugute kommen (1 Kor 12,7) – und wer welche Funktion in der Gemeinde übernimmt, hängt allein von den empfangenen Charismen ab.

Entscheidend: die Glaubwürdigkeit der Gemeinden

Mit alledem praktizieren die christusgläubigen Gemeinschaften ein ▲ Gegenmodell zu den gesellschaftlich vorherrschenden Strukturen, so dass Martin Ebner sie als »Unruhestifter« in den Städten bezeichnet (Ebner 2019).

▲ Genau diese subversiven Bürgerversammlungen Gottes qualifiziert Paulus nun aber als den »Leib des Christus« (1 Kor 12). Das bedeutet *einerseits* höchste Würdigung dieser Gemeinschaften, impliziert *andererseits* aber auch höchste Ansprüche: Der Christus ist (nirgends anders als) in der Gemeinde erfahrbar –und *muss* (deshalb) in ihr erfahrbar sein. Das heißt, es muss etwas spürbar sein von dem, was diesen Christus ausmacht: in der Zuwendung zu den Armen und Randständigen, in gelebter Solidarität, in Barmherzigkeit und Vergebungsbereitschaft, Friedfertigkeit und Gerechtigkeit. Die Gemeinden müssen glaubwürdig sein, wenn in ihnen der Christus erfahrbar sein soll.

▲ Offenbar ist den ersten Gemeinden mit ihren Alternativmodellen zur gesellschaftlichen Praxis diese Glaubwürdigkeit gelungen. Sie fingen zwar klein an; doch konnten sie in den überschaubaren Gemeinschaften tragfähige Beziehungen entwickeln. Solidarität und Gerechtigkeit waren in den regelmäßigen gemeinsamen Mählern erfahrbar – ein nicht zu unterschätzender Attraktivitätsfaktor gegenüber anderen Vereinen (Ebel 2004). Paulus kämpft vehement dafür, dass alle, gerade auch die Habenichtse, in diesen Mählern gleichwürdig eingeschlossen bleiben; denn sonst wären es normale Mähler und keine Herrenmähler (1 Kor 11,17–34).

Die Beispiele könnten fortgesetzt werden. Ich mache aber an dieser Stelle einen Punkt. Sie wollen heute noch nach Hause.

▲ Transformationspotential

Was mir bei der Beschäftigung mit den biblischen Texten wichtig geworden ist:

Biblische Texte verharren nicht beim Bestehenden. Sie affirmieren nicht, sondern zeigen unterschiedliche Modelle des Umgangs mit den Zumutungen der eigenen Zeit:

- Sie erzählen alte Geschichten neu, um sie transparent für die eigene Gegenwart zu machen und ihr Potential für die eigene Gegenwart zu erschließen.
- Sie hinterfragen das bislang gültige Selbstverständnis.
- Sie entwerfen Zukunftsbilder – auch als kritische Instanz gegenüber der eigenen Gegenwart.
- Und, ja, sie sind bereit, sogar Gott neu und anders zu denken – um in der Krise an Gott festhalten zu können.

In einer unheilen Gegenwart das Andere denken, modellhaft zu praktizieren und Zukünfte entwerfen zu können – davon können wir lernen – und darin sehe ich ein enormes Transformationspotential biblischer Literatur in Zeiten von Krisen – um Krisen zu überwinden und lebensvolle Perspektiven freizusetzen.